



Der Dieb.

Von Guy de Maupassant.

„Ich sage Ihnen doch, Sie werden mir einfach die ganze Geschichte nicht glauben.“

„Erzählen Sie nur ruhig.“

„Also gut; aber ich muß Ihnen von vornherein betonen, daß meine Geschichte bis in die kleinsten Einzelheiten wahr ist, so unglücklich sie auch klingen mag.“

Nur Maler werden sie für möglich halten, besonders die Maler der älteren Schule, welche die Zeit noch gekannt haben, da bei der Jugend ein gewisser Geist des Mutwillens und der Uebertreibung so stark war, daß er sich sogar bei ernststen Gelegenheiten nicht verleugnete.“

Der alte Maler setzte sich rittlings auf einen Stuhl und begann:

„Wir hatten also eines Abends bei dem guten Sorieul gegessen. Er war der tollste von uns allen — heute ist er schon tot. Außer mir war noch Poittevin da — ich meine natürlich den Marinemaler Eugene Poittevin und nicht den noch lebenden talentvollen Landschaftsmaler.“

Bei Sorieul essen bedeutete damals so viel als gehörig beschwipst sein. Poittevin war der einzige, der noch einigermaßen klar war — allerdings auch ein wenig benebelt, aber immerhin ging es noch.

Wir waren ganz junge Kerle damals. Auf Teppichen ausgestreckt, plauderten wir in dem kleinen Zimmer neben dem Atelier in der extravaganter Weise, wie sie ja ein „vorgeschrittenes Stadium“ gewöhnlich mit sich bringt.

Sorieul lag mit dem Rücken auf dem Boden, die Füße auf einen Stuhl gestützt und schwang Reden über Schlachten und die Uniformen des Kaiserreiches. Plötzlich sprang er auf, holte aus einem Requisitenschrank eine vollständige Husarenuniform und zog sie an. Dann quälte er Le Poittevin, er solle sich als Grenadier kostümieren. Und als der sich weigerte, packten wir ihn, zogen ihn aus und steckten ihn in eine riesengroße Uniform, in der er fast ertrank. Ich selbst pugte mich als Kürassier heraus.

Sorieul ließ uns mächtig exerzieren und brüllte schließlich: „Da wir doch einmal Soldaten sind, wollen wir auch trinken wie die Musketen.“

Im Nu war ein Bunsch gebraut und ausgetrunken, und gleich darauf fladerte die Flamme zum zweiten Male unter dem mit

Rum gefüllten Kessel. Dazu brüllten wir aus Leibeskräften alte Soldatenlieder, wie sie einst die Truppen der Grande Armee gesungen hatten.

Plötzlich machte uns Le Poittevin, der als einziger noch immer ziemlich nüchtern war, ein Zeichen, still zu sein. Nach einem Schmeigen von ein paar Augenblicken meinte er mit gedämpfter Stimme:

„Ich glaube, es ist jemand nebenan im Atelier.“

Sorieul erhob sich, so gut er konnte, und schrie: „Ein Dieb! Famos!“ Und aus vollem Halse intonierte er die Marseillaise:

„Die Waffen ergreift!“

Dann stürzte er sich wieder auf den Requisitenschrank und holte die zu unseren Uniformen passenden Waffen heraus. Ich besaß eine Muskete und einen Säbel, Le Poittevin ein gewaltiges Gewehr, und Sorieul, der nichts zu seiner Uniform Passendes fand, steckte eine alte Reiterpistole in den Gürtel und schwang ein riesiges Beil in der Hand. Dann öffnete er vorsichtig die Tür des Ateliers, und die Armee betrat den verdächtigen Boden.

Als wir in dem großen, weiten Raum standen, der mit Bildern, Möbeln und seltsamen pittoresken Dingen vollgepfropft war, sagte Sorieul: „Ich erinnere mich zum General; halten wir Kriegsrat! Du, das heißt die Kürassiere, ihr schneidet dem Feind den Rückzug ab, indem ihr die Türe schließt und du — nämlich das Grenadierbataillon — dienst mir zur Deckung.“

Ich führte den Befehl aus, dann stieg ich wieder zum Haupttruppenkörper, der mittlerweile das Terrain relognoziert hatte.

In dem Augenblick, als ich mich mit ihm hinter einer großen spanischen Wand wieder vereinigen wollte, wurde plötzlich ein Höllenspektakel laut. Mit einer Kerze in der Hand stürzte ich herbei und sah, wie Le Poittevin mit dem Bajonett eben die Gliederpuppe durchbohrte und Sorieul ihr mit dem Beil den Schädel spaltete.

Als der Irrtum erkannt war, sagte der General: „Seien wir vorsichtig.“

Und die kriegerischen Operationen begannen von neuem.

Etwa zwanzig Minuten durchstöberten wir alle Ecken und Winkel in dem großen Atelier, ohne etwas zu finden. Da kam Le

Poittevin auf die Idee, einen der großen Wandschränke aufzumachen. Er war sehr tief und ganz finster. Ich langte mit dem Arm, in dem ich das Wachlicht hielt, hinein und sprang erschrocken zurück. Drinnen im Schrank saß ein Mensch, ein lebendiger Mensch, der mich ängstlich angeschaut hatte.

Sofort machte ich den Schrank wieder zu, und dann berieten wir. Die Meinungen waren geteilt. Sorieul wollte den Dieb austräuchern; Le Poittevin stimmte dafür, ihn durch Hunger zur Liebergabe zu zwingen; ich jedoch war der Ansicht, daß es das beste wäre, den Wandschrank in die Luft zu sprengen.

Der Antrag Le Poittevins wurde angenommen; und während er mit seinem großen Gewehr Wache hielt, holten wir den Rest des Bunsches und unsere Pfeifen, ließen uns vor der verschlossenen Schranktür häuslich nieder und tranken dem Gefangenen zu.

Nach einer halben Stunde etwa sagte Sorieul: „Wißt ihr was? Ich möchte mir den Burschen doch mal näher ansehen. Wie wäre es, wenn wir uns seiner mit Gewalt bemächtigen?“

Ich schrie: „Bravo!“ und jeder griff zu seiner Waffe. Die Türe des Schrankes wurde aufgeschlossen, aufgerissen und Sorieul zog den Hahn seiner Pistole an, die aber natürlich gar nicht geladen war, und stürzte sich als erster auf den Gegner.

Wir folgten ihm mit Gebrüll. Es entstand ein entsetzliches Stoßen und Drängen im Finstern, und nach einem fünf Minuten langen erbitterten Ringen zogen wir einen alten Banditen mit weißen Haaren und schmutzigen Kleidern ans Licht. Er wurde an Händen und Füßen gebunden, und dann setzten wir ihn in einen Lehnstuhl.

Er sprach kein Wort.

Nun wandte sich Sorieul mit düsterer Feierlichkeit an uns:

„Wir wollen übere den Bösewicht zu Gericht sitzen.“

Ich war so betrunken, daß mir dieser Vorschlag vollkommen natürlich vorkam. Le Poittevin wurde mit dem Amt des Verteidigers betraut, während ich die Anklage übernehmen mußte. Er wurde mit Stimmmehrheit, denn nur sein Verteidiger stimmte zu seinen Gunsten, zum Tode verurteilt.

„Wir wollen nun zur Ausübung des Urteilspruches schreiten,“ begann Sorieul wieder mit Energie.

Aber es kam ein Bedenken.

„Ohne die Tröstungen der Religion darf dieser Mann nicht sterben. Man muß einen Priester holen.“

Ich machte den Einwand, daß es doch eigentlich schon recht spät sei, worauf Sorieul vorschlug, er selbst wolle das Amt eines Beichtvaters übernehmen. Und nun forderte er mit eindringlichen Worten den Verurteilten auf, ihm seine Beichte abzulegen.

Der Mann blickte schon seit fünf Minuten mit angstvollen Augen um sich, ganz ratlos, mit was für Wesen er es eigentlich zu tun habe. Nun stotterte er mit hohler, von Schnaps heißerer Stimme:

„Sie — machen — wohl — Spaß?“

Aber Sorieul zwang ihn mit Gewalt auf die Knie, und da am Ende die Eltern des Angeklagten ihn nicht hatten laufen lassen, goß er ihm ein volles Glas Punsch über den Kopf.

Dann rief er: „Nun beichte dem Herrn. Dein letztes Sündlein hat geschlagen.“

Außer sich vor Angst begann der alte Spitzhube um Hilfe zu schreien, und zwar mit so mächtiger Stimme, daß wir gezwungen waren, ihn zu knebeln, damit er nicht alle Nachbarn aufwecke. Nun wälzte er sich wütend auf dem Boden umher, warf die Möbel um und stieß mit dem Absatz in die Leinwand von ein paar Bildern, bis Sorieul ungeduldig ausrief:

„Nun habe ich es aber satt!“

Und er setzte dem Elenden keine Pistole auf die Brust und drückte ab. Der Hahn fiel mit leichtem Knacken herunter. Ich folgte keinem Beispiel, und da meine Flinte mit einem Zündhütchen geladen, gab es einen Knall, daß ich ordentlich zusammenfuhr. Le Poittevin aber sagte auf einmal mit ganz ernsthaftem Gesicht: „Kinder, haben wir denn überhaupt das Recht, diesen Mann zu töten?“

Und Sorieul antwortete verblüfft: „Ja, wir haben ihn doch zum Tode verurteilt.“ Aber Le Poittevin ließ sich nicht irremachen und sagte: „Zivilisten füßliert man nicht. Der da muß dem Henker übergeben werden. Wir wollen ihn auf die Wache bringen.“

Der Einwand schien uns triftig. Wir packten den Mann, und da er wegen seiner zusammengeschundenen Füße nicht laufen konnte, legten wir ihn auf das Brett, auf dem immer die Modelle stehen und banden ihn daran fest. Le Poittevin und ich trugen ihn, Sorieul folgte uns mit ernstem Gesicht, bis an die Zähne bewaffnet.

Vor der Polizeiwache hielten wir an. Der wachhabende Offizier wurde herbeigerufen.

Er kannte uns jedoch, und da er jeden Tag Zeuge unserer tollen Streiche war, lachte er und weigerte sich entschieden, unseren Gefangenen festzunehmen.

Als Sorieul dringend auf seinem Wunsch beharrte, wurde der Soldat plötzlich ernsthaft und forderte uns im dienstlichen Ton auf, nach Hause zu gehen und jeden Lärm und Spektakel zu unterlassen.

Unsere Truppe setzte sich also wieder in Bewegung, und es ging zurück ins Atelier. Dort fragte ich:

„Was wollen wir aber jetzt mit dem Dieb anfangen?“ Le Poittevin meinte mit gerührter Stimme, der arme Kerl müsse doch eigentlich schon recht abgespant sein. Und in der Tat, wie er so dalag, geknebelt, gebunden und auf dem Brett ausgestreckt, sah

er aus wie ein Toter. Da wurde auch ich plötzlich inmitten meines Raufsches von Mitleid erfaßt. Ich befreite ihn von seinem Knebel und fragte ihn:

„Na, alter Bursche, wie geht es euch denn?“

Er stöhnte: „Hol mich der Teufel — bald — hab' ich — genug!“

Sorieul wurde auf einmal väterlich, Er band ihn vollständig los, setzte ihn in einen weichen Sessel, drückte ihn und forderte uns auf, zur Stärkung des armen Kerls schnell einen neuen Punsch zu brauen.

Unser Spitzhube sah, ohne sich zu rühren, in seinem Lehnstuhl, und sah unseren Vorbereitungen zu.

Als das Getränk fertig war, reichten wir ihm ein Glas und stießen mit ihm an.

Judenverfolgung um 1250 vor Christi Geburt

a. o. Als Pharao von seinem Siegeszug, der ihn über den Euphrat und Tigris bis an das Seidenland geführt hatte, über die rote Erde Syriens nach Ägypten zurückkehrte, empfing er vom Oberpriester die Botschaft, daß das Wasser des Nils sinke und Hungersnot vor der Tür stehe. Pharao gab kund: „Da werde ich ausroden alle unnützen Mäuler, die den Landeskindern das Brot fortnehmen. Ich will die Hebräer vernichten!“

„Willst du sie des Landes verweisen, vertreiben lassen, Herr Pharao, weisest du Herrscher, Mann und Weib, Greis und Kind?“ fragte der Oberpriester, die Einzelheiten der im Interesse von Volk und Staat zu erlassenden Notverordnung zu erfahren.

„Ich bin kein Barbar“, entgegnete Pharao finster.

„Aber wenigstens sie aus ihren Plätzen und Erwerbsgelegenheiten entfernen, aus ihren Kammern, Würden und Bränden? Hast du beschlossen, den hebräischen Gelehrten, Ärzten, Rechtskundigen, Arbeitern und Gehilfen zu verbieten, sich je wieder in ihren Kanzleien und Büden und Arbeitsstätten blicken zu lassen? So gewinnen wir,“ sagte der Oberpriester, „Lebensraum auch für den ungelerntesten Ägypter.“

„Auch dies kann ich nicht tun“, erklärte Pharao sinnend. „Die Hebräer leben seit Jahrhunderten im Lande. Es wäre Ägyptens unwürdig, erworbene Rechte für nichts zu achten, sich eines Besitzstandes, der im Vertrauen auf die Rechtsordnung durch Fleiß und Kenntnisse erworben wurde, mit Gewalt zu bemächtigen. Beginne ich mit dem Raub gegen die Hebräer, so ist der Umwälzungen kein Ende. Was du rätsl ist kurzfristig und gegen das Herkommen.“

„Also willst du sie hinausjagen? Das Volk gegen sie ergrimmen: sie bedrohen, quälen, demütigen lassen? Willst du, daß der Ägypter den Hebräer auf Straßen und Plätzen angrinse und bespude? Daß der Hebräer, ohne getrieben worden zu sein, von selbst sich das Leben nehme oder in die Wüste flüchte?“

„Das will ich noch weniger!“ fuhr der Herrscher auf. „Pharao ist unbarmherzig, wenn er muß, niemals gehässig! Ich will die Hebräer nicht dem Pöbel überantworten, sondern dem Henker!“

„Also du willst die Hebräer schlachten lassen“, resümierte der Oberpriester den Willen seines Herrn.

„Nein!“ ordnete Pharao an: „Ich will die Hebammen rufen, und alle Knäblein, die von einem hebräischen Weib geboren werden, alle Neugeborenen, umbringen lassen.“

Er trank so viel wie ein ganzes Regiment.

Als jedoch der Tag graute, erhob er sich und meinte ruhig: „Die Herren entschuldigen mich wohl jetzt, aber ich muß nach Hause.“

Wir waren sehr betrübt darüber und baten ihn, doch noch zu bleiben. Er ließ sich jedoch nicht erweichen.

Wir schüttelten uns darauf herzlich die Hände. Sorieul leuchtete ihm die Treppe hinunter. „Passen Sie auf,“ rief er ihm nach, „an der Haustür ist noch eine Stufe.“

Alle lachten herzlich mit dem Erzähler. Er stand auf, zündete seine Pfeife an, und meinte noch einmal: „Das Drolligste an der ganzen Geschichte ist aber doch, daß sie wirklich wahr ist.“

Pharao gab den Befehl, die neugeborenen männlichen Kinder Israels umzubringen. Dem ägyptischen König um das Jahr 1250 vor unserer Zeitrechnung kam es menschlicher vor, Säuglinge zu erwürgen als Familienväter, Greise und Mädchen durch seine Knechte bedrängen zu lassen, sie ihrer Lebensmöglichkeiten zu berauben, sie dem Hungertode und der Verzweiflung preiszugeben.

Grabinschriften.

Staub.
Als der große Rechtsgelehrte Staub, Verfasser sehr vieler Kommentare zu sehr vielen Gesetzen, gestorben war, erörterten seine Freunde die Frage, welche Grabinschrift ihm passendweise zu setzen sei. Ein alter Justizrat, der mit philosophischem Witz gesegnet war, fand die mit herzlichem Beifall aufgenommene Lösung:

„Hier liegt Staub. Kommentar überflüssig.“

Pastor Melcher.
Hier liegt begraben der Melcher, Pastor gewesen ist welcher. Er hat gelebt in Ehren und Zucht Und ist gestorben an der Wassersucht. Nun sage mir, lieber Leser, frei: Ist das nicht schade? Ei, ei!

Der Advokat.
Hier ruht der Advokat Herr Striegel. Gönnst ihr dem teuren Ueberrest des lieben Mannes noch ein Fest, So raucht euch über seinem Hügel.

Die Gattin.
Hier ruht mein Weib: wie wohl ist ihr! Sie ruhet sanft: wie wohl ist mir!

Künstler-Grabinschrift.
Hier ruht jemand, dem das Leben beim beschwerdenreichen Wandern Alles schuldig stets geblieben wie er andern.

Grabinschrift eines Vielschreibers.
Er rief, als schon der Tod ihn packt: ein Weibchen laß mich noch bleiben; ich mache nur mit dem Verleger Kontrakt, ein Buch übers Jenseits zu schreiben.

Einem Beamten.
Wie gerne ließ er sich vertreten, der nun in kühler Erde ruht; vielleicht, indes wir für ihn beten, liegt drunten nur sein Substitut.

Kirchhofgespräch.
Von Heimlichkeiten ganz geschwiegen! Denkt, daß gleich unten Weiber liegen.

Grabinschrift.
Lies, Wanderer, eines Ehemannes Schmerzen! Schön war mein Weib und jung! O blicke her! Jetzt liegt ein Stein auf ihrem Herzen — auf meinem keiner mehr.

Vom Täter fehlt jede Spur.

Von Jo Hanns Köster.

A. A., Amsterdam, der Juwelenhändler, „Angelte.

Der Diener trat ein.

„Wie lange sind Sie jetzt bei mir?“

„Vierzehn Jahre, Herr.“

„Was sage ich Ihnen seit vierzehn Jahren jeden Morgen?“

„Niemanden in Ihr Arbeitszimmer zu lassen.“

„War in diesen vierzehn Jahren ein Fremder in diesem Zimmer?“

Der Diener zögerte. Dann sagte er:

„Rein, Herr.“

„Sie lügen! Heute war ein Mann hier.“

„Ja — ich wollte es erst nicht sagen,“ gestand er, „ein Beamter vom Telegraphenamt war hier — er behauptete, Sie hätten ihn bestellt, die Telephonleitung zu prüfen.“

„Und Sie haben ihn hereingelassen?“

„Er zeigte seinen Ausweis vor. Außerdem blieb ich stets neben ihm.“

A. A. Amsterdam lächelte spöttisch:

„Das würde Ihnen verdammt wenig geholfen haben, wenn er eine Waffe bei sich gehabt hätte! Sie wußten, daß in diesem Geldschrank mein ganzes Vermögen liegt. Sie wissen, daß ich die großen Steine niemals im Geschäft lasse. Aber etwas wissen Sie anscheinend bis jetzt noch nicht. Der Mann kam nicht von dem Telegraphenamt. Die Telephonleitungen wurden nicht geprüft, sondern zerschritten.“

Der Diener tastete ängstlich nach den Drähten.

„Wie sah der Mann aus?“ fuhr der Juwelier fort.

„Groß. Schlant.“

„Haare?“

„Schwarz.“

„Alter?“

„Ungefähr dreißig.“

„Besondere Kennzeichen?“

Der Diener dachte verwirrt nach. Dann sagte er:

„Er schielte ein wenig.“

A. A. Amsterdam sprang auf:

„Wissen Sie, wen Sie in dieses Zimmer gelassen haben? Wissen Sie, wer jetzt die Lage und das Fabrikat meines Tresors kennt? — Tedd Davison, der berühmte Einbrecher Chicagos! Baden Sie mir jetzt meine Koffer — ich verreise — morgen früh gegen sechs Uhr bin ich zurück — dann sprechen wir weiter.“

Eine Stunde später bestieg der Juwelenhändler A. A. Amsterdam mit zwei kleinen Koffern den Express nach Detroit. Auf dem Bahnsteig promenierte ein sehr eleganter Herr in grau. Lächelnd sah er dem Zuge nach. Sein rechtes Auge schielte ein wenig.

Kurz nach Mitternacht huschte ein dunkler Schatten durch das Arbeitszimmer des Juweliers. Eine Blendlatrone sprang auf. Im hellen Licht lag der schmale Tresor, Fabrikat Benglen, Modell 123. Spitzer Stahl legte am Schloß an und plötzlich zischte ein Sauerstoffgebläse gegen die starken Wände und schnitt sie wie Papier im Kreise. Das Schloß gab nach.

„Leichte Arbeit.“ lachte Tedd Davison.

„Verdammt leichte Arbeit.“

Mit einem kräftigen Ruck riß er die Türe auf.

Der Schrank war leer. Nebeneinander leuchteten in hellem Ritzel die einzelnen Kassetten. Sie enthielten nichts, als einige wertlose, dünne Goldbletten. Plötzlich vernahm Tedd Davison ein Geräusch hinter sich.

Er fuhr herum.

Eine Falle?

Aber es war nichts. Das Zimmer blieb leer.

Tedd Davison kehrte zu dem offenen Geldschrank zurück. Einer plötzlichen Eingebung folgend fuhr er noch einmal mit der Hand über das Schloß. Erschrocken zog er seine Hand zurück. Rieb die Finger gegeneinander. Sie waren feucht und fett.

„Also doch eine Falle!“ fluchte er.

Er nahm ein Tuch und fuhr viermal über den hellen Stahl der Tresortür. Dann zog er aus seiner Tasche eine schmale Visitenkarte und ließ sie in eine der leeren Kassetten fallen.

Auf der Karte stand: „Jad Dinas, New York, North William Street 8.“

Am nächsten Morgen kündeten die Boulevardblätter auf den Straßen New Yorks in großen Schlagzeilen:

„Tresoreinbruch bei einem Juwelenhändler! In die Wohnung des bekannten holländischen Juwelenhändlers A. A. Amsterdam drangen vergangene Nacht Einbrecher und erbrachen den im Arbeitsraum befindlichen Tresor. Die Beute, die ihnen dabei in die Hände fiel, bestand aus einer Sammlung kostbarer Edelsteine im Werte von 200.000 Dollar. Vom Täter fehlt jede Spur. Der Schaden ist durch eine Versicherungssumme voll gedeckt.“

Tedd Davison sah von der Zeitung auf. Noch einmal las er: „Vom Täter fehlt jede Spur.“

Er dachte an die zurückgelassene Visitenkarte.

„Vom Täter fehlt jede Spur?“

Und sein Blick fiel zurück auf den Satz:

„Der Schaden ist durch eine Versicherung voll gedeckt.“

A. A. Amsterdam hatte den Klub verlassen. Zimmer wieder sprach man von dem Einbruch in seiner Wohnung. Neugierige und spöttische Fragen verfolgten ihn, Schadenfreude und Gedauern klang aus den Fragen.

Der Juwelier begab sich in ein großes Hotel und ließ sich absetzen an einem Tisch im Wintergarten das Abendessen servieren. Er verspeiste mit großem Appetit eine große Seezunge, über die er einen Berg gelbe, holländische Soße goß.

Plötzlich brachte der Kellner eine Karte.

„Ein Herr möchte Sie sprechen.“

A. A. Amsterdam nahm die Karte.

„Jad Dinas, New York, North William Street 8.“ las er.

Es war die gleiche Karte, die gestern Nacht in seinem erbrochenen Tresor lag.

Seine Hände zitterten ein wenig, als er sagte: „Ich lasse bitten.“

Ein Herr trat ein, schlant, in einem schwarzen Salkoanzug. Sein rechtes Auge schielte. „Guten Tag, Herr Amsterdam,“ sagte er.

Der Juwelier sah kurz von seinem Teller auf. „Sie wünschen?“

Der Herr lächelte: „Ich glaube, das brauche ich Ihnen nicht erst zu erklären. Sie wissen,

wer ich bin. Sie wissen, was ich will. Gestern nachmittag fuhren Sie nach Detroit. Mit zwei Koffern. Diese Koffer enthielten Ihre sämtlichen Juwelen. Heute Nacht wurde bei Ihnen eingebrochen. Ich gestehe gern, daß ich es war. Sie hatten mich ja erwartet.“

„Was erlauben Sie sich?“ unterbrach A. A. Amsterdam heftig.

„Einen Augenblick,“ lächelte der Fremde, „ich wiederhole: Sie hatten mich erwartet und die Tresortüre für meine Fingerabdrücke wohl vorbereitet. Del ist ein guter Boden dafür. Da Ihre Juwelen in Detroit waren, fand ich den Schrank leer. Ich ließ aber eine Visitenkarte zurück, die Sie heute früh entfernten, denn die Polizei weiß auch jetzt noch nichts von der Karte. Bei der Versicherung meldeten Sie einen Schaden von 200.000 Dollar an. Ein gutes Geschäft, Herr Amsterdam. Bitte, ich habe nichts dagegen, nur darf ich Sie wohl um eine Provision bitten, da ich Ihnen doch ganz wertvolle Dienste dabei geleistet habe.“

A. A. Amsterdam nahm sich umständlich eine Zigarette aus dem Etui, und brannte sie an. „Ich weiß nicht,“ sagte er langsam, „welche Phantasien Sie mir da erzählen. Ich bin bereit, Ihnen zu helfen. Wieviel brauchen Sie?“

„Zehntausend.“

A. A. Amsterdams Gesicht blieb unbeweglich. „Geben Sie mir das Geld und ich verlasse noch heute Amerika.“

„Hier sind die Zehntausend. Bei unserer nächsten Begegnung schick ich Sie über den Haufen.“

Der Fremde riß das Geld ein und verbeugte sich: „Sie brauchen mich nicht zu warnen,“ sagte er, „denn jetzt, Herr Amsterdam, wo ich das Geld als untrüglichen Beweis Ihrer Schuld habe, will ich Ihnen auch erklären, daß ich nicht Tedd Davison bin, für den Sie mich halten. Ich war auch heute Nacht in Ihrer Wohnung. Das einzige, was ich mit Davison gemeinsam habe, ist mein rechtes Auge. Ich schiele leider nämlich auch. Und deswegen hat man mich zu Ihnen geschickt.“

Der Juwelier sprang auf: „Geschickt? Zu mir? Wer?“

„Die Versicherungsgesellschaft, bei der Sie Ihre Juwelen versichert hatten. Diese Zehntausend sind ein Beweis gegen Sie. Den zweiten Beweis werden Sie sofort haben.“

Zwei Herren traten aus dem nahen Hintergrund. „Kriminalpolizei. Wir haben alles gehört. Sie sind verhaftet. Abführen.“

Eine kleine Stunde später trat Tedd Davison in die hellen Räume der Versicherungsgesellschaft. „Amsterdam ist verhaftet,“ sagte er, „er hat gestanden.“

Die Herren atmeten erleichtert auf. „Das war wohl Ihr tollster Streich, Tedd Davison,“ sagte der Direktor. „Sie haben uns vor einem großen Schaden bewahrt. Hier ist die versprochene Provision. Und die Polizei hat Sie, den langgesuchten Verbrecher, nicht erkannt?“

Davison lachte: „Nein, ich erklärte Ihnen, die Maske Davisons absichtlich gewählt zu haben, als ich um ihre Unterstützung ersuchte. Außerdem hatte ich doch Ihren Ausweis in der Tasche, in dem Sie mir bestätigten, daß ich ein Beamter Ihrer Gesellschaft sei.“

„Ach richtig — der Ausweis,“ entsann sich der Direktor, „geben Sie ihn mir jetzt wieder zurück — wir sind Ihnen sehr verbunden — aber ich glaube, Geschäfte mit so tüchtigen Leuten Ihres Faches macht man lieber nur einmal im Leben.“

Was mancher nicht weiß.

Auf Vorneo gibt es eine Heuschreckenart, die bis zu 30 Zentimeter lang wird. Ein Schwarm dieser Riesenheuschrecken scheut sich nicht, Menschen und vierfüßige Tiere anzugreifen. Das einzige, was sie meiden, ist das Feuer.

Praktische Anwendung. Beim Lesen in der Schule kommt das Wort Wendepunkt vor. Der Lehrer fordert auf, einen Satz mit Wendepunkt zu bilden. — Emil sagt: Als gestern abend mein Vater ins Wirtshaus ging, sagte meine Mutter zu ihm: „Wende punkt esse nicht zu Hause bist, kannte was erleben.“

Es wird behauptet, daß mit jeder Generation das menschliche Ohr sich vergrößere, was man darauf zurückführt, daß es immer mehr und immer mannigfaltigere Töne aufzunehmen hat.

Hausrezepte

Billige Eierspeisen.

Bei Eierspeisen muß die Hausfrau für einige Abwechslung sorgen. Beliebte sind immer russische Eier. Man kocht die Eier so lange, bis das Eigelb noch weich, aber nicht mehr flüssig ist, also etwa sechs bis sieben Minuten. Dann entfernt man die Schale und schneidet die Eier vorsichtig in vier Teile, der Länge nach, und legt diese Viertel sternartig in eine runde Schüssel, deren Boden man mit Mayonnaise bedeckt hat. Man legt auf jedes Eierteil eine entgrätete Anchovis und bedeckt die Eier nun mit einer Schicht Mayonnaise. So fährt man fort, bis die gekochten Eier verbraucht sind. Die oberste Schicht müssen Eier bilden. Man verzehrt diese Eier am Rande mit frischen Salatblättern.

Eier in Gelee. Man kocht zunächst ein Gelee aus 1 Liter Wasser, dem man den Saft einer Zitrone sowie vierzehn Blatt Gelatine zusetzt. Sobald dieses Gelee zu erstarren beginnt, tut man es in eine Schale und legt schichtweise Tomatenscheiben und hartgekochte Eierscheiben hinein. Dann gibt man wieder eine Geleeschicht darüber und von neuem Tomaten- und Eierscheiben. Dies Gelee ist sehr erfrischend.

Eier mit Tomaten. Man nimmt ein Pfund Tomaten, zieht die Haut ab, was sehr leicht geht, wenn man sie einen Augenblick in heißes Wasser gehalten hat, schneidet sie auf, nimmt die Kerne heraus und läßt das Tomatenfleisch, mit Salz und Pfeffer bestreut, in Del eine Stunde auf ganz schwachem Feuer dünsten. Dann richtet man sie recht heiß auf einer Schüssel an und gibt Senf darüber. Die Tomatensoße wird mit etwas Fleischbrat verköcht und dann heiß über das Gericht gegeben.

Hartgekochte Eier mit Senfsoße. Eine Schüssel für den Abendisch kann man leicht und billig herstellen, indem man Eier hartkocht, schält und der Länge nach in Hälften schneidet. Man bereitet eine gute Senfsoße, indem man 50 Gramm Mehl in 50 Gramm Butter schmilzt, mit soviel Wasser auffüllt, daß eine jänige Soße entsteht und nun 2 Eßlöffel Senf hinzugibt. Man schmeckt die Soße dann nach Belieben mit Salz, ein wenig Zucker und vielleicht noch etwas Essig ab. Die Soße wird heiß über die Eier gegeben und auch recht heiß zu Tisch gebracht.

Verlorene Eier bereitet man am besten, indem man 1 Liter Wasser mit 10 Gramm Salz und 1 Teelöffel Essig mischt und darauf zum Kochen bringt. Die Eier schlägt man vorsichtshalber zunächst in eine Tasse, von wo man sie dann schnell in das kochende Wasser gleiten läßt. Mit einem Schaumlöffel verhindert man das Verlaufen des Eies im Wasser. Erst wenn das Eiweiß genügend fest geworden ist, nimmt man das Ei mit dem Schaumlöffel heraus und legt es in kaltes Wasser, worauf man es abpült. Die Eier können in heißem Wasser wieder erwärmt werden. L. R.

Weiteres.

Wahres Geschickchen. Eine sehr dumme Geschichte ist kürzlich dem Rudi widerfahren. Er geht die Straße entlang, mit einem Mal kommt sein Gipust am Arme eines andern quer über den Damm und verschwindet hinter einer Haustür. Rudi hat das Mädel ehrlich lieb. Er also in seinem Schmerz hinterher ins Haus hinein. „Ich will wissen“, brüllt er den Pförtner an, „wo der Herr logiert, der wo hier eben mit dem Fräulein hineingegangen ist!“ — „Der Herr und das Fräulein“, sagt der Hauswart, „das ist das Ehepaar Intemann vom zweiten Stod!“

Parallele. Im Wirtshaus ist's wie in der Kirche. Erst wird gespielt, dann wird gesungen und dann kommt meine Frau und hält die Predigt.

Unterschied. „Hat Ihr Freund sein Schäfchen ins Trockenene gebracht?“ — „Nein, der war selbst ein Schaf und sitzt jetzt auf dem Trockenene!“

In der Autofahrschule. Fahrlehrer: „In wieviel Teile zerfällt eigentlich der Motor?“ — Der zukünftige Autobesitzer: „Das kommt ganz auf den Zusammenstoß an.“

Geschichte. Der Lehrer hat den Kleinen von David und Saul erzählt. Der edelmütige David überrascht den bösen Saul in der Höhle; anstatt ihn zu töten, schneidet er bloß einen Zipfel vom Gewande des Saul ab. Dann ruft er den König an, der jetzt erst aus dem tiefen Schlafe erwacht. In der nächsten Stunde soll ein Knabe den Inhalt der Geschichte wiedergeben. „Als David“, so erzählt er, „den Saul in der Höhle schlafend fand, da tötete er ihn nicht, aber er schnitt ihm bloß den Zipfel ab!“ Dann sagte David: Nun, König Saul, was sagste nu?“

Das Verhältnis. Bei der Gerichtsverhandlung plarrt der Richter die übliche Formel vor der Verhörung der Zeugin rasch und in abgeklärter Form her: „... Sie hegen keine Feindschaft gegen der Angeklagten, stehen in keinem Verhältnis, d. h. keinem verwandtschaftlichem zu ihm ...“ „Das stimmt nicht“, plagt die Zeugin heraus. „Ein Verhältnis habe ich schon, und sogar ein ernsthaftes.“

Der Unabkömmliche. Ein Einwohner aus Bayern ist vor Jahren nach Amerika ausgewandert, hat in New York einen kleinen Holz- und Kohlenhandel angefangen, der sich recht gut entwickelte; er dachte nun daran, sich naturalisieren zu lassen. Zu diesem Zweck mußte er sich einer Intelligenzprüfung unterwerfen, bei der folgendes Zwiegespräch zustande kam: „Wer ist jetzt amerikanischer Präsident?“ — „Hoover.“ — „Wer war der vorige Präsident?“ — „Coolidge.“ — „Könnten auch Sie, wenn Sie naturalisiert sind, Präsident werden?“ — „Wissen Sie, ich habe ein Holz- und Kohlen-

geschäft, und da ist den ganzen Tag immer soviel zu tun, daß ich beim besten Willen nicht abkonten kann.“

Schach-Ede.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schdnau.

Schachaufgabe Nr. 141.

Von Emil Böhm, Sobrasau.

Schwarz: Kf1; Td7, h1; Lc4, h2; Bb5, f5. (7).



Weiß: Kd2; Dg6; Lc3. (4).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 139: Dg3-c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein Gubo Wenzel, Kaiserwald; Petrak Albin, Kaluj Hieko Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Mildorf Adolf, Tetschen; Pöppert Theo, Auwerschin; Dinebier Emil, Tetschen; Schwarz Raimund und Kropf Rudolf, Klostergrab; Hyna Josef, Hyna Franz, Goldbach Ferdinand, Adam Johann, alle aus Hostomitz; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Kwitkau; Tritsch Gustav, Wisterschan; Schöbel Franz, Straubnitz.

H. u. F., Markersdorf; Nr. 3 ist gut, aber sehr leicht.

D. E., Tetschen; Nr. 6 und 7 sind zwei gute Stücke, kommen in Druck.

PARTIE Nr. 40.

Kreismeisterwettbewerb am 21. Mai 1933

Türmitz-Warnsdorf I. Brett in Bausen.

Pils Anton, Warnsdorf. Privatstsch, Türmitz.

Sizilianisch.

- 1. e2-e4 c7-c5
- 2. Sg1-f3 Sb4-c6
- 3. Lf1-c4 e7-e6
- 4. 0-0 Sg8-f6
- 5. Sbl-c3 Lf8-e7

Sehr schwach gespielt, Weiß bot mit seinem letzten Zug eine andere, günstigere Fortsetzung für den Nachziehenden. 5. ... S16xe4, 6. Sc3xe4, d7-d5, 7. Lc4-d3, d5xe4, 8. Ld3xe4, Lf8-d6! wird getauscht, auf c6 behält Schwarz das Lauferpaar bei offenen Linien. Bei 9. d3-d4, Sc6xd4, 10. Sd3xd4, c5xd4 oder auch Dd8-h4 mit schönem Figurenspiel. Folgt im 7. Zug Lc4xd5, so Dxd5, 8. Sc3, Dd8 mit Tempo-Ausgleich. Weiß hat 3 Figuren entwickelt und Schwarz 1 und 2 Bauern.

- 6. d2-d4 c5xd4
- 7. Sd3xd4 Sc6-e5?
- 8. Lc4-e2

Dieser Läufer wäre auch ohne Sc5 nach e2 gegangen, zumal er dort, wie allgemein bekannt, das bessere Feld in der sizilianischen Partie hat als auf c4, und Schwarz hätte sich 2 Tempi erspart.

- 9. ... 0-0
- 9. f2-f4 Se5-c6
- 10. Kgl-h1 g7-g6
- 11. e4-e5 S16-e5

Es bleibt kein anderer Zug, der Gegner hat sich viel Terrain verschafft, das ihm auch zum Sieg beiträgt.

- 12. Lc1-e3 f7-f6
- 13. Sd3xd4 b7xc6?
- 14. Dd1-e1 Ta8-b8
- 15. b3-b3 Le7-b4
- 16. a2-a3 Lb4-a5
- 17. b3-b4 La5-c7
- 18. Le3-c5 T18-17
- 19. Le2-c4 f6xe5
- 20. Hxe5 Lf7x11?
- 21. Delx11 Lc7xe5
- 22. Dh1-f8 Bestrafte Sorglosigkeit.

Anmerkungen von Franz Hyna.